

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Samstag, 2. Februar.

1929.

(14. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

Thea war sofort Feuer und Flamme für Arthurs Projekt, und ihren gemeinsamen Bemühungen war es ein leichtes, Feldbauer völlig für ihre Idee zu gewinnen. Die einzige Schwierigkeit bestand noch darin, den alten Kohlenmagnaten zu überzeugen. Da der Sohn allein hierzu nicht die Kraft in sich fühlte, verabredeten sie für den nächsten Vormittag eine Zusammenkunft im Hause seines Vaters, dem er kurz andeuten wollte, worum es sich handele, — alles weitere aber dem Geschick des Ehepaares überlassend.

Thea schlug das Herz bis an den Hals, als am anderen Tage der Diener sie in den Feldbauerschen Salon eintreten ließ. Auch Kramer war es etwas bekommen zumute in diesen wahrhaft fürstlichen Räumen, die eher einem Museum erlesener Kostbarkeiten als den Empfangszimmern eines Bürgerhauses glichen.

Feldbauer, Vater und Sohn, waren von ausgelächelter Liebenswürdigkeit gegen das Ehepaar. Namentlich der Kohlenmagnat machte Thea mit einer etwas altfränkisch anmutenden Verbindlichkeit den Hof, ohne sich aber von ihrer Lieblichkeit so weit blenden zu lassen, daß er nicht den Ausführungen Kramers, der sich der größten Sachlichkeit befleißigte, genau gefolgt wäre. Er warf immer wieder einige sachliche Fragen dazwischen, aus denen Arthur die Hoffnung schöpfte, daß er zustimmen würde. Er täuschte sich auch nicht in seiner Erwartung, denn Feldbauer klingelte und gab den Auftrag, den Sekretär eintreten zu lassen, dem er etwas zu diktiert habe.

„Es ist Ihnen doch recht, gnädige Frau“, sagte er verbindlich, „wenn wir das Geschäftliche gleich festlegen?“

„Ich verstehe davon leider sehr wenig“, gab Thea zurück, „ich muß mich darin ganz auf meinen Mann verlassen.“

Nun also, Herr Kramer, das ist so gut wie eine Vollmacht...! Wollen Sie bitte einmal schreiben“, wandte er sich an einen inzwischen eingetretenen jungen, eleganten Mann mit vielen Schmissen, der sich vor den Anwesenden steif verbeugt hatte.

Kramer glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, so sehr übertraf das, was Siegfried Feldbauer jetzt diktierte, seine kühnsten Träume.

„Gesellschaftsvertrag... Gründung der „Lössen-Film-Kompagnie...“ Geschäftlicher Direktor: Herr Harry Feldbauer, künstlerischer Direktor: Herr Arthur Kramer, mit je einem Jahresgehalt von achtundvierzigtausend Mark. Stammkapital von siebenmalhunderttausend Mark voll eingezahlt. Zweck des Unternehmens: Herstellung und Vertrieb von „Thea-Lössen-Films“. Frau Thea Lössen-Kramer wird auf fünf Jahre mit einem Monatsgehalt von zehntausend Mark und einer jährlichen Toilettenaufwand-Entschädigung von zwanzigtausend Mark engagiert. Beginn des Geschäftsjahres: Der 1. Oktober.“

„Sie sind einverstanden mit meinen Ausführungen?“ fragte der Alte, als er geendet.

Da Harry sowohl wie Kramer bejahten, gab er dem Sekretär den Auftrag, die beiden Verträge sofort ausfertigen zu lassen und auch den Kontrakt für die gnädige Frau unverzüglich doppelt auszuschreiben. Als

sie wieder allein waren, wandte er sich an Thea und Kramer.

„Sie werden begreifen, meine Herrschaften, daß ich mir ein gewisses Kontrollrecht über unsere neue Gesellschaft vorbehalten muß. Abgesehen davon, daß mein Sohn in Geschäften noch nicht die richtige Erfahrung besitzt, habe ich an diesem Unternehmen ein ganz besonderes Interesse.“

Kramer fand diese Vorsicht ganz in der Ordnung, zumal bei der Höhe des eingeschossenen Kapitals, — eine Bemerkung, die dem vielfachen Millionär ein leichtes Lächeln auf die Lippen lockte.

Nachdem man die Verträge unterzeichnet und zur Gründung der neuen Gesellschaft eine weitere Zusammenkunft am nächsten Tage verabredet hatte, bat Feldbauer das Ehepaar, ihm zu einem kleinen Imbiß ins Speisezimmer zu folgen, wo man auf das Gedeihen ihrer gemeinsamen Arbeit anstoßen wolle.

Arthur und Thea war der Kopf wie benommen, als sie nach einer Stunde wieder auf der Straße standen — und nicht nur von dem schweren Wein. Endlich, endlich waren sie am Ziel! ... Fast zweihunderttausend Mark jährlich garantierte ihnen das soeben geschlossene Abkommen mit Feldbauer! Das war doch schon etwas! Dafür arbeitete man gern! Herrgott, wie war doch das Leben so schön...!!

Thea war die erste, die aus ihren Träumen in die Wirklichkeit zurückfiel.

„Ich bin doch aber noch auf lange Zeit der Rechnung G. m. b. H. verpflichtet“, sagte sie in plötzlicher Ernüchterung. „Sollen wir ein ganzes Jahr schuften, um diesen Leuten die ausbedungene Konventionalstrafe zu bezahlen?“

Doch Arthur ließ sich in seiner jubelnden Freude nicht beirren.

„Kindchen“, sagte er mit schlauem Lächeln, „hältst du mich für so dumm...? Laß das nur meine Sorge sein! Welten wird uns die Geschichte schon deichseln...!“

10.

Die nun folgenden Wochen waren die glücklichsten in Arthur Kramers tatenreichem Leben. Mit dem Behagen eines Feinschmeckers kostete er den so lange entbehrten Genuß aus, den Männern, von denen bisher seine Existenz abgehängt, und denen er sich deshalb so untergeordnet hatte, seine Geringschätzung zu zeigen und sie in ausgeklügelter Steigerung herauszufordern. Einmal war es ihm sogar gelungen, Schmittbenner, der sich stets einer erquickenden Gradheit befleißigte, aus seiner Zurückhaltung zu locken. Die vereinten Bemühungen von Rechmann und Dunst hatten es jedoch vermocht, den drohenden Bruch, der für die Firma hätte verhängnisvoll werden können, zu vermeiden...

Ja, es stand bedenklich schlimm um die Rechmann G. m. b. H. Die Abgabe Feldbauers hatte den wankenden Kredit beinahe völlig untergraben, und die drei Direktoren verwandten — sehr zum Nachteil für den Gang des Geschäftes — ihre ganze Zeit darauf, neue Geldgeber herbeizuschaffen. Und nun begann ein toller Galopp von neuen Direktionsmitgläsern durch die

Räume der Gesellschaft. Jeder Geldgeber, der etwas einwarf, beanspruchte das Recht für sich, als Geschäftsführer sein Teil zum Ruin des einst so gut gehenden Unternehmens beitragen zu dürfen und mit seinen „glänzenden“ Ideen den Verfall zu beschleunigen. Es war wirklich nur eine kleine, poetische Übertreibung, wenn Baumann, der sehr spitz und spöttisch sein konnte, als der Zusammenbruch wirklich erfolgt war, behauptete, bei Reckmann sei sogar der Portier — Direktor gewesen!

Kramer sah der unaufhaltsam fortschreitenden Zerlegung vergnügt lächelnd zu. Noch niemand im Hause hatte von der bereits erfolgten Gründung der „Lössen-G. m. b. H.“ etwas erfahren, und so konnte er in aller Stille seine Vorbereitungen treffen. In einem günstig gelegenen Vorort hatte er herrlich ausgestattete Atelier- und Bureauräume gemietet, die eine Kinogesellschaft mit großen Kosten erbaut, aber nie bezogen hatte, da ihr Geld zu Ende war, noch ehe die erste Aufnahme gemacht war. Mit Harry Feldbauer zusammen hatte er ein geschultes, zuverlässiges, technisches und kaufmännisches Personal engagiert. Aus den Manuskripteingängen, die nach wie vor allmorgendlich durch seine Hände gingen, waren die wirksamsten Vorschläge durch eine Mittelsperson für ihn angekauft worden und eine vollständige Kopie der umfangreichen Kundenliste lag wohlverwahrt daheim in seinem Schreibtisch.

Die Fertigstellung dreier angefangener Filme, die er trotz des lebhaften Protestes der Direktion nebeneinander aufnehmen ließ, wußte er geschickt von Tag zu Tag hinauszuschieben, und so war von seiner Seite alles geschehen, um die Konkurrenz der Reckmann G. m. b. H. gegen sein neues Unternehmen fürs erste auszuschalten, ja die Firma fast völlig lahmzulegen. Darum wirkte auch sein Brief, in dem er am 30. September dem Direktorium mitteilte, daß er und seine Frau sich mit dem morgigen Tage als aus dem Verband des Hauses ausgeschieden betrachteten, wie ein vernichtender Keulenschlag. Reckmann verwünschte mit tausend Flüchen Dunst, da in dem Schreiben angegeben war, daß der Vertrag mit Thea Lössen rechtlich wertlos sei, weil man ihre Unerfahrenheit ausgenutzt und sie nach ausgiebigem Sektgenuß anläßlich eines Festessens überrumpelt habe. Seine Wut kannte keine Grenzen, als der Theater-Welken, zu dem er spornstreichs geeilt war, achselzuckend die Führung eines so aussichtslosen Prozesses ablehnte, zumal zu befürchten sei, daß ihn die Gegenpartei als Zeugen laden würde, da er ja dem in Frage stehenden Essen beigewohnt habe und unter dem Zwang des Eides anders aussagen müsse, als es im Interesse seines Klienten liegen würde.

Während es in der Reckmann G. m. b. H. mit Riesenschritten bergab ging, war man im anderen Lager recht zufrieden mit dem Gang der Dinge. Harry Feldbauer hatte Vergnügen daran gefunden, im Bureau den unumschränkten Herrn zu spielen, und ließ darum Kramer und Thea im Atelier völlig freie Hand. Mit Werkmeisters Hilfe, den man ohne Schwierigkeit zu sich herübergezogen, gelang es, einige glänzend ausgestattete Filme zu inszenieren, die bei den Kunden und im Publikum lebhaften Anklang fanden.

Stegfried Feldbauer, der sehr häufig in dem funkelnden Glaspalast der „Lössen-Kompagnie“ unvermutet erschien und sich an jedem Monatsersten die Bücher mit den Abschlüssen vorlegen ließ, schmunzelte zufrieden und war jetzt gegen seinen Sohn, mit dessen Lebensführung er bisher nie einverstanden gewesen war, von wahrhaft rührender Nachsicht. Er gab die rauchendsten Feste zu Ehren Theas, die auch sonst der verhätschelte Liebling der Massen war. Die Bitten um Bilder und Autogramme häuften sich bei jeder Post in beängstigender Weise, und sie war gezwungen, sich zur Bewältigung ihrer täglich wachsenden Korrespondenz einen Privatsekretär zu halten.

Wenn man jetzt ihr Heim betrat — es war längst nicht mehr die „bescheidene“ Fünzimmerwohnung in der Kaiserallee, sondern lag am Kurfürstendamm —, öffnete ein reichgalonierter Diener mit starrem Diplomatenengesicht die geschnitzte Doppeltür und versprach

mit feierlicher Miene, einmal nachzusehen, ob die gnädige Frau zu empfangen geruhe. Edith, die mit ihrem traulichen Nest in der Hansastrasse, das sie auch nach ihrer Verheiratung beibehalten hatten, sehr zufrieden war, konnte seitdem nicht ohne Lächeln an dieses „Gestue“ denken. Allerdings wurden ihre Besuche bei der Schwester immer seltener, einerseits, weil das junge Paar reichlich mit sich zu tun hatte, und andererseits, weil Kramer anfang, unaussehlich dünnelhaft zu werden.

Den Gipfel ihres Ruhmes hatte Thea zu Anfang Dezember erklommen. Kramer strahlte, die beiden „Feldbauern“ waren zufrieden und am Heiligen Abend überreichten sie „ihrer treulichen Mitarbeiterin“ eine echte Perlenkette von ansehnlichem Format. Thea nahm alle Huldigungen und alle Geschenke, mit denen sie von Verehrern beiderlei Geschlechtes überhäuft wurde, wie etwas selbstverständliches, ihr durchaus zustehendes hin, und wäre restlos glücklich gewesen, wenn nicht eine lächerliche Kleinigkeit ihren Stolz gekränkt hätte. Die Tatsache, daß auch Edith als Schauspielerin Erfolge hatte, in den Zeitungen genannt wurde, und anfang, — wenn auch in ganz anderem Kreise — eine Rolle zu spielen, empfand sie als ein gegen sie begangenes Unrecht, eine empörende Rücksichtslosigkeit. Kramer bestärkte sie in dieser Ansicht, besonders seitdem er mit einer geschickt eingefädelten Intrigue gegen die Schwägerin bei deren Direktor ein arges Flasko hatte erleben müssen. Diese aufgespeicherte Feindseligkeit, von der Edith in ihrer Unschuld nichts ahnte, kam zum offenen Ausbruch, als sie, wenige Tage nach Neujahr, bei Thea vorsprach, um die Unterstützung, die diese der immer mehr kränkelnden Mutter ausgesetzt hatte, in Empfang zu nehmen. Das junge Paar, das seit den ersten Tagen seiner Ehe stets mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, war von der Probe gekommen, und Deri wartete, sich über die studienüberladene Gastade des „hochherzhaftlichen“ Hauses amüsierend, auf der Straße, indes seine Frau im Fahrstuhl zur Schwester hinauffuhr. Diese hatte eine schlechte Nacht gehabt, war soeben erst aufgestanden und empfing Edith sehr ungnädig. „Na, du läßt dich auch einmal wieder bei uns sehen?“ sprach sie, jedes Wort dehnend.

„Mein Gott, Liebste, du weißt ja, wie stramm wir zu tun haben, Eugen und ich! Und die freie Zeit nimmt Mutters Pflege doch sehr in Anspruch. Es geht ihr übrigens gar nicht gut, und ihrerwegen komme ich auch hauptsächlich.“

„Ich konnte mir ja denken, daß ihr wieder was braucht! Sonst findet ihr ja nicht den Weg zu uns.“

Edith war bis unter die Haarwurzeln errötet und wollte erregt antworten. Sie besann sich aber und sagte, im Interesse der Mutter sich beherrschend:

„Die gnädige Frau belieben wohl zu scherzen? Ich kann mich nicht entsinnen. . . Aber, lassen wir das! Es handelt sich lediglich darum, daß du oder dein Herr Sekretär vergessen hast, die kleine Summe, mit der du Mutter unterstützt, am Ersten zur Post zu geben. Da wir für Arzt und Apotheke aber ihrer jetzt bedürfen, bin ich gekommen, dich daran zu erinnern!“

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Winter Sonnenwende.

Da grauverbämmernd noch die Tage kreisen,
Ist's doch, als flamme irgendwo im Weiten
Ein schwanker Schein empor mit Lichtverheißten,
Das treuer mich und leichter dünkt das Schreien.
Nun aus der Tiefe schwarzenengten Räumen
Scheint bergwärts mir ein neuer Weg verkündet,
Den Eisgeriesel frohlich noch beschäumen.
Bis er durch Sturm und Schnee zum Gipfel mündet.
Dann liegt im Grund vor traumbarem Schauen
Die Ferne, wohl mit Nebeln trüb verhangen,
Allein durch schmaler Dämmerstunde Blauen
Ist schon ins Land Lenzenhagen eingegangen.
So schroff noch über mir des Gipfels Zinnen,
So steil und schwer der Aufstieg sich vollendet,
Wird mir doch jede Stunde ein Gewinn.
Seit lichte vor die Sonnenbahn gewendet.

Heinrich Reiss.

Der erste Bart.

Eine Fastnachts-erinnerung von Gottfried Küssel.

Die kleine Geschichte, die ich hier erzähle, handelt davon, wie ich zum erstenmal, ich möchte sagen, zum Mann wurde. Da ich aber damals noch sehr kleine Hosen trug und kaum so groß war, daß ich über die Tischplatte wegsehen konnte, läßt es sich denken, daß sich diese Wandlung in einer närrischen Zeit zutrug.

Es war am Fastnachtstag, gleich nach dem Mittagessen, als mich meine älteren Geschwister für den tollen Nachmittagsberrichteten. Auf den Kopf bekam ich einen kleinen Halsbinder, auf die Nase einen blauen Zwider, mit einer Schnur bis hinter das Ohr, und ein langes, dünnes, mit einer Schleife verziertes Stöckchen in die Hand. Weit aus das Wichtigste aber war der grobe, weiße Schnurrbart, der mit zwei lang und flott gedrehten Spizen fest unter der Nase angeleimt war.

In dieser Verkleidung begab ich mich mit unserem alten Eberhard — so nannten ihn auch alle Leute des Ortes —, einem Härbergesellen, der fast fünfzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, in den Werkstätten meines Vaters arbeitete, und dem ich an solchen Tagen mehr anhing als meinem Vater, weil er mich stets mit rührender Sorge umgab und meinen kindlichen Wünschen freien Lauf ließ, hinaus in das Wirtshaus zum alten Bittl. Es lag in der Oberen Gasse und hatte nur eine kleine Stube für wenig Gäste, aber dafür waren Tische, Stühle und Boden blanker gepußt als in jedem anderen Wirtshaus, und der himmellange Wirt sowohl als auch die kleine, rundliche Wirtin waren von einer solchen Freundlichkeit, daß mir diese kleine Stube mit dem großen Kachelofen und den paar Heiligenbildern an der Wand noch heute als die schönste Landschenke erscheint, die ich je gesehen habe. So sah ich denn kaum auf der Ofenbank, neben dem fürsorglichen Eberhard, als mir die mütterliche Wirtin auch schon die schönst gebratenen Würste mit Senf und Semmel vor die Nase gestellt hatte.

Aber während ich so den feinen Duft einlog und sorgfältig auf meinen weißen Bart achtend, die Würste in einem höchst glücklichen Zustande verzehrte, sah mit einem Mal — ich hatte sein Kommen kaum beobachtet —, ein riesengroßer, etwas gebückter Mann, mit einem ungepflegten, herabhängenden Schnurrbart und einer großen, glänzenden Glase, dicht neben mir. Es war der Bader Rupp, ein ungeschlagener Kerl, der mit seiner Blechschüssel auch alle Tage in das Haus meines Vaters kam, und der nur mehr schlecht in die heutige Zeit des Parfüms passen würde, obgleich er damals der erste Bader des Ortes war.

„Hat der Herr aber einen Bart“, wandte er sich an mich, während ich eben die letzte Bratwurst verzehrte. „So was! Heute am hellen Feiertag. Den muß man ja doch gleich rasieren.“ Und fast im selben Augenblick wandte er sich an die Wirtin und sagte: „Das müßt Ihr doch auch sagen, den Herrn muß man rasieren. Sonst wächst ihm der Bart noch zum Fenster hinaus.“

Während nun alle Umstehenden laut zu lachen anfangen, ersuchte er die Wirtin auch schon um ein Schüsselchen und etwas Seife, damit er die Prozedur gleich vornehmen könne. Weil aber die Wirtin meinen scheuen, ängstlichen Blick wahrte, den ich zu Eberhard emporrichtete, und sie dem Bader nicht nach dem Wunsch tat, ging der alte Rupp selbst in die Küche hinaus. Kaum atmete ich auf, daß der häßliche Kerl, der mit seiner Blechschüssel in der einen Hand, wirklich mit was war, da kam er auch schon wieder zurück, wirklich mit einem Schüsselchen in der einen Hand, während er mit der andern darin aus einem Stüd Seife unaufhörlich Schaum schlug. Mich packte eine schreckliche Angst — denn ich wollte mir den Bart um keinen Preis der Welt nehmen lassen — und ich kletterte auf die Bank, um mich hinter dem Rücken Eberhards zu verstecken. In der Wirtsstube hatte sich in dessen ein immer breiteres Gelächter entsponnen und alle Aufmerksamkeit der Gäste war nur mehr auf mich und den närrischen Bader gerichtet.

Da wandte der gute Eberhard, der in fröhlicher Laune und übrigens gern ein Späßvogel war, die Situation. „Der Bader muß seinen Bart haben“, sagte er. „Aber du brauchst den deinen nicht herzugeben, sei nur still. Ich gebe ihm eben den meinen.“

Wirklich: Eberhard setzte sich mitten in die Stube auf einen Stuhl, vor den Bader hin, die Beine etwas voneinander gespreizt, die Hände ergeben auf die Knie gelegt, und hob den Kopf mit dem schwarzen Vollbart hoch, als wäre er bereit, sich um meinetwillen nicht bloß den Bart, sondern selbst den Hals abzuschneiden zu lassen.

Ich stand immer noch auf der Ofenbank, schau an die warmen Kacheln gedrängt, und verlor mich gewohnt das laufende Spiel. Noch schlug der alte Rupp immer fest den Schaum und bisweilen trocknete er ihm schon die auf den Boden hinab, da verwandelte sich meine bisherige Furcht plötzlich zu einer grenzenlosen Wut. Dieser Kerl will dem guten Eberhard jetzt meiner den Bart nehmen, den schönen,

warmen Bart, dachte ich, den Eberhard so notwendig braucht, wenn er an den kalten Wintertagen mit dem gefärbten Tuch an den Fluß fahren und die Leinwand flattern muß. Eberhard wird ja jämmerlich frieren, wenn er keinen Bart mehr hat. — Und da stand ich mit einem Mal vor dem alten Rupp und sagte: „Laßt mich einmal riechen, ob Ihr auch eine anständige Seife habt.“ — Noch ehe er mich recht beachtete, hatte ich ihm die Schüssel aus der Hand genommen und rief: „Solch eine stinkende Schmier! Und mit der wollt Ihr den Eberhard halbierten?“ — Die Worte des Jorns waren kaum aus meinem Mund, da hing dem Bader schon der ganze Schaum im Gesicht und ließ sich wie ein riesiger weißer Bart über seine Krawatte, seine Sonne, bis auf die Hosen und Stiefel hinab, als wäre er eingewidelt wie eine Apfelschnecke in den Ruchenteig.

Rupp war nicht wenig erschrocken über meinen Wurf, aber was wollte er machen, während das Gelächter der Gäste derartig lärmte, daß fast die Fenster zitterten; es hätten mich ja doch alle gegen ihn in Schutz genommen, und zudem kam er doch jeden Tag in das Haus meines Vaters und konnte die Rundschaft nicht verlieren. Also machte er eine süße Miene zum saueren Spiel, maß mich mit den Augen vom Kopf bis zum Fuß, als wenn ich plötzlich ein Riese geworden wäre, und dann sagte er: „Ja, ja. Man soll am Fastnachtstag niemand rasieren. Da geht alles verkehrt und der Bart wächst einem ins eigne Gesicht.“

Während er sich hierauf in die Küche begab, um sich zu säubern, setzte sich Eberhard wieder dicht an meine Seite und legte seinen Arm um mich. „Aber jetzt kannst du dir ruhig den Bart streichen“, sagte er, „der Bader wird dich sicher nicht mehr anrühren.“

Ich hatte wohl dasselbe Gefühl, ja, ich kam mir ungeheuer gewachsen vor, als wäre ich wirklich an diesem Narrentag ein Mann geworden, und mein Bart wäre nicht bloß angeleimt, sondern wahrhaftig aus der Haut gewachsen.

Der Wärmstein.

Von Hans Katonel.

Die Ursache des Janks war zu nichtig, als daß man sie erzählen könnte. Es mag genügen, daß der Krach gewaltige Dimensionen annahm, wobei Martin die gefasste und passive Rolle spielte.

Er war wie zerschlagen, angeekelt von so viel Bosheit und Brutalität. Alles in ihm wankte. Der Schmerz, eine solche Gefährtin zu besitzen, griff über auf Welt und Menschheit.

„Geh doch, geh doch!“, schrie sie, als er ihrem Loben ruhig entgegenhielt, ihre Aufführung sei unerträglich. Sie tobte weiter. Er ergriff den Hut und verließ das Haus. Planlos rann er durch die Winternacht. Einflame Laternen spiegeln sich im Schneewasser. Verzweifelt, von Kälte und Räte durchschüttelt, kehrte er zurück und warf sich allsogleich ins Bett, um sein Angeld im Schlaf zu ertränken.

Da stieg vom Fußende eine wohlige Wärme auf, wie von einer unsichtbaren Sonne. Es war da unten gleichsam ein verhaltener, heimlicher Sommer. Das hatte er nicht erwartet in der Frostlosigkeit seines inneren und äußeren Frostes. Er streckte die Beine genießerisch nach dem unter der Decke verborgenen Wärmequell. Der sanfte Strom drang bis ins Herz.

Da hat sie also einen Wärmstein ins Bett gelegt. Das bißchen Wärme, von dem glatten Stein ausstrahlend, sie fühlte eine Menge Handlungen voraus, im Grunde kam der Wärmestrom nicht von dem Stein, sondern von einem Menschen.

Ist es möglich, dachte er, sie, die vor einer Stunde noch Gift und Haß war! Also war sie doch nicht Gift und Haß! Wirkliche Bosheit kann keine Wärme spenden. Also war alles nur halb so schlimm.

Sein gebrochener Lebensmut richtete sich wieder auf. Schwere Entschlüsse von endgültigem Bruch und Trennung wurden federleicht und verflüchtigten sich.

Und das alles bewirkte ein angewärmter Stein. Er wurde der Grundstock, auf dem diese Ehe wieder einige Festigkeit und Dauer bekam. So leicht haben es die Frauen, übles wieder gut zu machen. Sie brauchen nur ein bißchen heimliche Wärme ins Bett zu schmuggeln.

Die Männer sind auf jeden Fall töricht, wenn sie sich ihre gute Weltmeinung durch böse Erfahrung mit Frauen kindbergisch ruinieren lassen. Irgendwo steckt immer ein Wärmstein der Güte, auch wenn man nicht gleich mit dem Fache draufschlägt.

An dieser ganzen wohlgemeinten Betrachtung ändert die Tatsache nicht das Geringste, daß Martins Frau den Wärmstein vor dem Krach in sein Bett gelegt und nur vergessen hat, ihn wieder wegzunehmen.

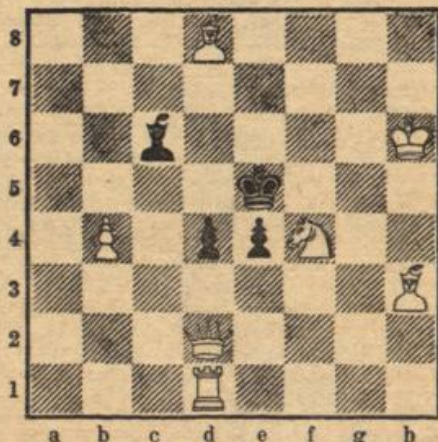


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

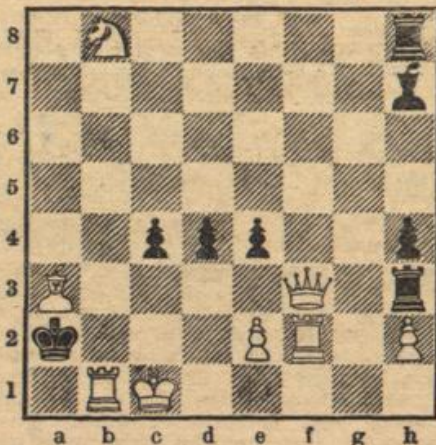
Nr. 9. N. Maximow.



Weiß: Kh6, Dd2, Td1, Ld8, h3, Sf4, Bb4.
Schwarz: Ke5, Lc6, Bd4, e4.

Matt in zwei Zügen.

Nr. 10. J. C. J. Wainwright.



Weiß: Kc1, Df3, Tb1, f2, La3, Sb8, Be2, h2.
Schwarz: Ka2, Th3, h8, Lh7, Bc4, d4, e4, h4.

Matt in zwei Zügen.

Zur Feier des 60jährigen Geburtstages des Alt-Weltmeisters Dr. Lasker hat der Wiener Großmeister Kmoch ebenfalls einen Artikel verfaßt, worin er sich unter anderem über den heutigen Stand der Theorie und Praxis folgendermaßen äußert. Er schreibt: Vorschriften erlassen, Regeln und Grundsätze aufstellen ist verhältnismäßig leicht. Schwer, unsäglich schwer, dagegen ist deren sinngemäße Befolgung, namentlich dort, wo es sich um Prinzipien allgemeiner Natur handelt. Der Schachspieler, welcher auf der gepflegten Via Elementaria gemächlich lustwandelt, steht plötzlich vor einem finsternen, schier undurchdringlichen Wald. Lächelnd empfiehlt sich sein bisheriger Führer, der kleine Dufresne und verschwindet unter einem etwas maliziösen „Auf Wiedersehen“. Da steht er nun der arme Vorgeschrittene in zerknirschter Ratlosigkeit. Der Wald (es ist der Wald der Theorie) flüstert und rauscht, singt und lockt und lacht. Da stehen sie vor ihm, die Bäume, Bäumchen und Sträucher der Erkenntnis, mit den Wurzeln verknüpft, mit den Kronen verstrickt, reichlich von Unkraut durchwuchert. Der Ankömmling sieht nirgends einen Weg, es sei denn umzukehren. Vorne winkt ihm lediglich das Verirren in einem Labyrinth von Wegweisern und der Hungertod der Wissenschaft. Was tun? Wie sich zurecht-

finden? Das ist der Gegensatz von Schule und Leben, im Schach der Gegensatz zwischen Buchweisheit und Praxis, zwischen dem Kennen und Befolgen der Theorie! Die Theorie ist für uns moderne Menschen etwas durchaus Unentbehrliches, ob es sich nun um erste Hilfe bei Unglücksfällen, um Börsenspekulationen oder Turmendspiele handelt. Einen Menschen mit viel theoretischen Kenntnissen nennt man — auch im Schach — Theoretiker und — auch im Schach — eigentlich mit Unrecht. Denn „Theoretiker“ im hergebrachten Sinne sagt entweder zu wenig, da es indirekt praktische Untüchtigkeit vorwirft oder zuviel, da es trockene Kenntnisse überschätzt. Im höheren Sinne sollte mit dem Wort „Theoretiker“ ein Mensch bezeichnet werden, der die Grundsätze (nicht Varianten!) in ihrer Unzahl nicht nur kennt, sondern auch stets richtig auseinander zu halten und anzuwenden versteht! (Unter „Praktiker“ ist dann jemand zu verstehen, der sich ohne theoretische Vorkenntnisse über jeweilige Lagen durch momentane Einfälle schlecht und recht hinweghilft. Eine Sache der Geschicklichkeit!)

Partie Nr. 5. Zweispringerspiel im Nachzug.

Weiß: Morphy, Schwarz: N. O.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lc4—Sf6, 4. d4—e×d4, 5. Sg5—d5, 6. e×d5—S×d5. Weiß hat einen Bauern weniger, aber freie Wege für seine Figuren. 7. 0-0—Le7, 8. S×f7. Dies Opfer bringt den König ins Schlachtgewühl! 8. ... K×f7, 9. Df3+—Ke6, 10. Sc3! Noch ein Opfer, um schnell den Damenflügel zu entwickeln. 10. ... d×c3, 11. Te1+—Se5, 12. Lf4—Lf6, 13. L×e5—L×e5, 14. T×e5+. Ein drittes Opfer, um die Bahn für den Turm freizukommen. 14. ... K×e5, 15. Te1+—Kd4, 16. L×d5—Te8, 17. Dd3+—Kc5, 18. b4+. Noch ein Bauernopfer. 18. ... K×b4, 19. D4+—Ka5, 20. D×c3+—Ka4, 21. Db3+—Ka5, 22. Da3+—Kb5, 23. Tbl.

Lösungen: Nr. 105. 1. Dh5—Sd3, 2. Sb3+; 1. ... Sc6, 2. Se4; 1. ... Lb8, 2. Tc6; 1. ... Dd6—Te4+; 1. ... Sb6, 2. S×a6; 1. ... K×c5, 2. Se4+. Nr. 106. 1. Sb6—D×d2, 2. Sd5+; 1. ... Sb2, 2. Td6+; 1. ... Ke5, 2. Td5+. — Angegeben von Karl Kahl, Nr. 106 von Ludwig Nickel.



Rätsel



Verwandlungsrätsel.

Man sieht die 1. Silbe bald
An Hüten jeglicher Gestalt.
Die 2. Silbe liegt versteckt
Zumeist im Boden, erdbedeckt.
Sprichst beide du gemeinsam aus,
So wird ein Ungeheuer draus.

Besuchskartenrätsel.

Karl I. Fett
Borna.

Was ißt Herr Fett gern?

Scherzfrage.

Was ist der Gegensatz von analog?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 22.

Drei-Buchstabenrebus: In „d“, „i“ an „r“ (Indianer). — Umstellrätsel: Juno, Ulster, Note, Gera, Grab, Eber, Wanze, Oper, Himmel, Nobel, Tugend, Abel, Lotte, Teckel, Glocke, Else, Tonne, Angel, Nadel. Jung gewohnt, alt getan!

Richtige Lösungen sandte ein: Sophie Karlebach aus Wiesbaden.